

Die Wissenschaftselite – eine geschlossene Gesellschaft?

Angela Graf

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Wissenschaft – Eine geschlossene Gesellschaft?«

Einleitung

Während Fragen sozialer Offenheit und Geschlossenheit in der Soziologie nahezu für alle gesellschaftlichen Bereiche thematisiert und analysiert werden, ist auffällig, dass der Blick nur selten auf das eigene Umfeld gerichtet wird. Fragen sozialer Offenheit und Geschlossenheit, sozialer Öffnungs- und Schließungsprozesse innerhalb der Wissenschaft wurden im soziologischen Diskurs bislang eher zögerlich aufgegriffen. Gerade für die Wissenschaft wird nicht nur in der Fremd-, sondern auch in der Selbstwahrnehmung häufig von rein meritokratischen Bewertungs- und Selektionsprozessen ausgegangen. Diese Auffassung spiegelt sich etwa in der von Robert K. Merton beschriebenen *Universalismus-Norm* wider, die er als integralen Bestandteil des Ethos der modernen Wissenschaft begreift. „Der Universalismus drückt sich unmittelbar in dem Grundsatz aus, dass Wahrheitsansprüche, gleich welcher Herkunft, *vorab aufgestellten, unpersönlichen Kriterien* unterworfen werden müssen [...]. Die Annahme oder Zurückweisung von Behauptungen [...] hängt nicht von den individuellen oder sozialen Merkmalen ihrer Verfechter ab“ (Merton 1985b: 90, Hervorhebung im Original), so konstatiert Merton. Damit zeichnet er das Bild einer egalitären Wissenschaftsgemeinschaft, in der, ganz im Sinne der Chancengleichheit, wissenschaftliche Leistung das einzig legitime Kriterium für wissenschaftlichen Erfolg darstellt und damit prinzipiell jedem offen steht.¹

Die Präsumption eines rein meritokratischen Ausleseprinzips zeigt sich nicht zuletzt auch in den aktuellen Debatten um die Umstrukturierung der Wissenschafts- und Hochschullandschaft im Zeichen von Elite und Exzellenz. Zentrales Ziel zahlreicher Reformbemühungen, allen voran der Exzellenzstrategie des Bundes, ist die (Aus)Bildung und Förderung einer international sichtbaren wissenschaftlichen Elite (beispielsweise Gabriel et al. 2004; Schmidt, Scholz-Reiter 2015). Dabei wird weitgehend unhinterfragt davon ausgegangen, dass wissenschaftliche Elitepositionen von den leistungsstärksten, den besten Akteuren besetzt würden, es sich bei der Wissenschaftselite also um Leistungseliten im eigentlichen Wortsinne handle. Um es an die Spitze der Wissenschaft zu schaffen, zählt alleine wissenschaftliche Leistung und Exzellenz, so das Credo. Von der Wissenschaftselite als geschlossene Gesellschaft, im

¹ Zwar weist Merton mit dem Matthäus-Effekt (Merton 1985a, 2010) auch auf soziale Bias im wissenschaftlichen Belohnungssystem hin, die prinzipielle Gültigkeit der Universalismus-Norm wird dadurch jedoch nicht in Frage gestellt.

Sinne eines *sozial selektiven* Zugangs auszugehen, scheint aus dieser Perspektive zunächst ziemlich abwegig. Zugleich lassen sich zwei Argumente anführen, die einen genaueren Blick auf die Frage der sozialen Offenheit bzw. Geschlossenheit der wissenschaftlichen Elite notwendig erscheinen lassen.

Einerseits belegen elitesoziologische Befunde wiederholt die Bedeutung der sozialen Herkunft für den Zugang zu gesellschaftlichen Spitzenpositionen (unter anderem Mills 1956; Bourdieu et al. 1981; Bourdieu 2003, 2004; Hartmann 2002, 2007, 2013; Rothböck et al. 1999; Zapf 1965; Hoffmann-Lange et al. 1980; Schnapp 1997), allerdings geriet die Wissenschaftselite dabei bislang nur randständig in den Blick. Folgt man den elitesoziologischen Erkenntnissen, so ist anzunehmen, dass der sozialen Herkunft auch in der Wissenschaft eine Bedeutung für den Aufstieg in wissenschaftliche Elitepositionen zukommt.

Andererseits ist es ein offenes Geheimnis, dass auch innerhalb der Wissenschaft nicht-meritokratische, askriptive Faktoren wirksam sind. Dies zeigt sich nicht zuletzt an der immer noch deutlichen Unterrepräsentanz von Frauen in der Professorenschaft. Die Wissenschafts- und Hochschulforschung hat sich in den letzten Jahrzehnten vorwiegend auf geschlechtsspezifische Ungleichheiten im Wissenschaftssystem konzentriert (beispielsweise Zuckerman et al. 1992; Kraus 2000b; Beaufaÿs 2003; Lind 2004; Beaufaÿs, Kraus 2005; Leemann 2008; Findeisen 2011; Leuschner 2015). Andere Ungleichheitsfaktoren blieben hingegen bislang weitgehend ausgeblendet. Während die soziale Herkunft für den Bereich der Bildung spätestens seit dem *PISA-Schock* 2001 als zentrales chancenrelevantes Merkmal erkannt und nicht nur in den wissenschaftlichen Fokus gerückt, sondern auch zum öffentlich diskutierten Politikum wurde, stellt die Frage nach dem Einfluss der sozialen Herkunft auf Wissenschaftskarrieren bis heute ein kaum beachtetes – vielleicht sogar tabuisiertes – Thema dar und wird erst in letzter Zeit stärker in den Blick genommen. Die vereinzelt vorliegenden Studien, die herkunftsspezifische Ungleichheiten innerhalb des Wissenschaftssystems betrachten, deuten alle in dieselbe Richtung – sie konstatieren, dass die soziale Herkunft auch in Wissenschaftskarrieren als förderlicher bzw. hinderlicher Faktor bedeutsam ist und die soziale Geschlossenheit – im Sinne des Gesetzes einer zunehmenden Disproportionalität (Putnam 1976: 33 ff.) – zunimmt, je höher man sich auf der wissenschaftlichen Karriereleiter bewegt.

Christian Schneickert und Alexander Lenger (unter anderem Schneickert 2013; Lenger 2008) kommen beispielsweise zum Ergebnis, dass die soziale Herkunft schon beim Einstieg in die Wissenschaft relevant ist. So rekrutieren sich studentische Hilfskräfte überdurchschnittlich aus höheren sozialen Schichten, gleichzeitig stellt diese Tätigkeit einen Türöffner zur Promotion dar und führt somit zu einer sozialen Schließung bei den Promovierenden. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch Jaksztat (2014), der aufzeigt, dass die Aufnahme einer Promotion eng mit der Bildungsherkunft zusammenhängt. Andrea Lange-Vester und Christel Teiwes-Kügler weisen zudem darauf hin, dass sich die Strategien der Positionierung in der Wissenschaft und damit auch die Aussichten auf beruflichen Erfolg deutlich nach sozialer Herkunft unterscheiden (Lange-Vester, Teiwes-Kügler 2013). Monika Jungbauer-Gans und Christiane Gross richten den Blick auf die Zeitspanne zwischen Habilitation und Professur und zeigen, dass Herkunftseffekte je nach Disziplin stark variieren und sich in verschiedenen Fächern durchaus eine soziale Öffnung feststellen lässt. Christina Möller hingegen kommt in ihrer Studie zur sozialen Zusammensetzung der Professorenschaft in NRW zu dem Ergebnis, dass ein gehobenes und akademisch geprägtes Elternhaus die Chancen auf eine Professur erheblich erhöht und sich in den letzten Jahren sogar ein Trend zur sozialen Schließung abzeichnet (Möller 2015). Zur Wissenschaftselite fehlten bislang detaillierte Analysen, obwohl diese in doppelter Hinsicht aufschlussreich erscheinen: Einerseits wird sichtbar, welche Personen es bislang an die Spitze der Wissenschaft schafften und welche Einflussfaktoren dabei eine Rolle spielten. Andererseits kommen damit jene Akteure in den Blick,

die aufgrund ihrer Positionen als zentralen Entscheidungsinstanzen die Struktur und die Spielregeln innerhalb der Wissenschaft mitbestimmen und so auch zur Bildung *neuer* wissenschaftlicher Eliten beitragen. Insbesondere vor dem Hintergrund des sich abzeichnenden tief greifenden Strukturwandels der deutschen Wissenschaftslandschaft können Befunde zur sozialen Offenheit bzw. Geschlossenheit der Wissenschaftselite als Grundlage für eine fundiertere Einschätzung und Bewertung möglicher (nichtintendierter) Folgen dienen.

Ziel des vorliegenden Beitrags ist es daher, einen genaueren Einblick in das Sozialprofil der deutschen Wissenschaftselite zu geben. Dazu wird zunächst diskutiert, wer innerhalb des wissenschaftlichen Feldes zur Elite gezählt werden kann, bevor ausgewählte Ergebnisse zur sozialen Zusammensetzung der deutschen Wissenschaftselite vorgestellt werden. Abschließend werden einige Überlegungen zur Erklärung der vorgestellten Befunde skizziert.

Die Wissenschaftselite Deutschlands – Definition und Verortung

Um der Frage nachgehen zu können, ob bzw. inwiefern es sich bei der Wissenschaftselite Deutschlands um eine *geschlossene Gesellschaft* handelt, muss zunächst genauer betrachtet werden, wer innerhalb der Wissenschaft zu Elite gezählt werden kann. Als erste Annäherung aus einer elitesoziologischen Perspektive könnte man in Anlehnung an die Definition Hans P. Dreitzels (1962: 65ff.) jene Akteure als Elitemitglieder definieren, die über Macht und Einfluss verfügen und die höchsten Positionen innerhalb einer zentralen gesellschaftlichen Sphäre einnehmen. Da die Gesamtheit der wissenschaftlichen Akteure keineswegs eine homogene Gruppe darstellt, sondern eine starke interne Stratifikation aufweist, verfügen Wissenschaftler abhängig von ihrer Position in der hierarchischen Struktur in unterschiedlichem Maße über Macht und Einfluss. Die Wissenschaftselite bildet entsprechend die Spitze dieser Hierarchie, sie umfasst also jene Personen, die innerhalb der Wissenschaft (und darüber hinaus) über die größte Macht und den weitreichendsten Einfluss verfügen.

Wer also sind die mächtigsten und einflussreichsten Akteure innerhalb der Wissenschaft? Im Anschluss an Pierre Bourdieus Feld-Konzept bestimmt sich die Position und damit die Macht eines Akteurs innerhalb eines Feldes über sein akkumuliertes Kapitalvolumen. Für das wissenschaftliche Feld geht Bourdieu von der parallelen Existenz zweier Hierarchisierungsprinzipien aus (Bourdieu 1975, 1992, 1998, 1991). Er unterscheidet innerhalb der Wissenschaft zwei Arten von Macht, die mit zwei Arten wissenschaftlichen Kapitals korrelieren. Auf der einen Seite findet sich die *rein wissenschaftliche Macht*, die sich aus der Anerkennung für wissenschaftliche Beiträge speist, der Reputation also, die ihrem Inhaber Definitions- und Deutungsmacht im Hinblick auf wissenschaftliche Belange verleiht. Auf der anderen Seite identifiziert Bourdieu die sogenannte *institutionelle wissenschaftliche Macht*, die an Ämter und Positionen innerhalb der institutionellen Struktur der Wissenschaft gekoppelt ist. Sie verleiht ihren Inhabern vor allem Entscheidungsmacht über finanzielle und personelle Ressourcen (Bourdieu 1998: 31ff.). Ausgehend von dieser Differenzierung lassen sich im Anschluss an die Überlegungen Bourdieus analytisch zwei Fraktionen der Wissenschaftselite unterscheiden: die *Prestigeelite* und die *Positionselite*. Zur Prestigeelite zählen jene wissenschaftlichen Koryphäen, die die höchste wissenschaftliche Reputation aufweisen, die also seitens der Scientific Community die meiste Anerkennung für wissenschaftliche Beiträge erhalten. Hingegen können die Inhaber der höchsten und einflussreichsten Ämter innerhalb der Wissenschaftslandschaft der Positionselite zugerechnet werden.

Überträgt man diese Überlegungen auf die deutsche Wissenschaftslandschaft, so lassen sich vier Gruppen identifizieren, die im Weiteren zur deutschen Wissenschaftselite gezählt werden (Abbildung

1).² Dies sind einerseits die deutschen Nobelpreisträger/-innen sowie die Träger/-innen des Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preises als Mitglieder der Prestigeelite. Die Laureaten dieser höchsten wissenschaftlichen Ehrungen nehmen innerhalb des wissenschaftlichen Feldes herausragende Stellungen ein, die ihnen seitens der Scientific Community zugewiesen werden. Zur Positionselite werden jeweils die Präsident/-innen bzw. Vorsitzenden der wichtigsten deutschen Forschungsgesellschaften (Max-Planck-Gesellschaft, Fraunhofer-Gesellschaft, Leibniz-Gemeinschaft, Helmholtz-Gemeinschaft) sowie der zentralen wissenschaftspolitischen Intermediärgremien (Deutsche Forschungsgemeinschaft, Wissenschaftsrat, Hochschulrektorenkonferenz) gezählt.

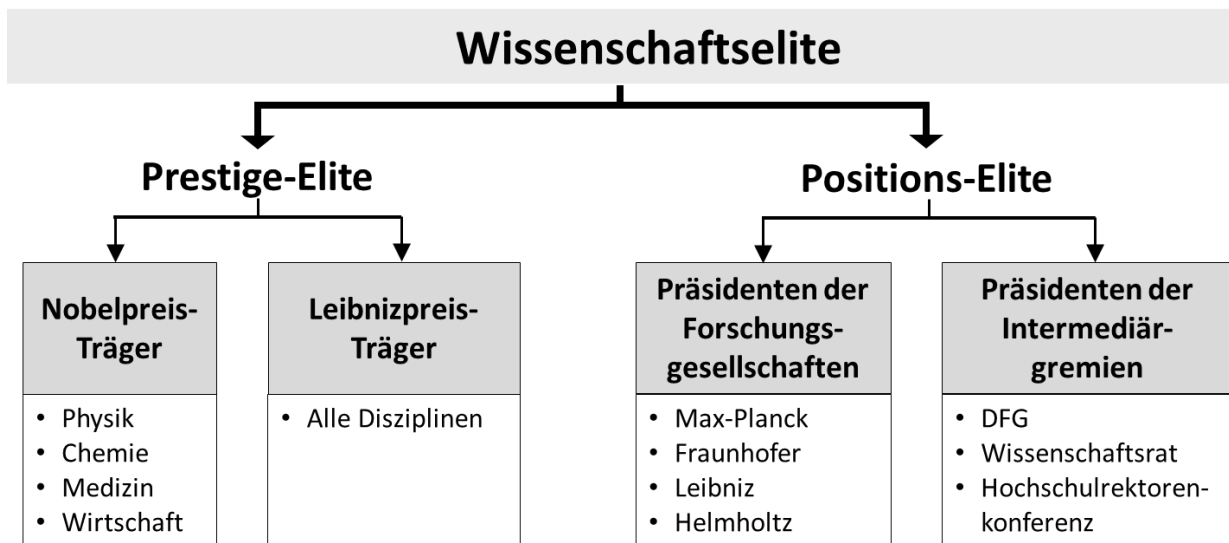


Abbildung 1: Elitepositionen im wissenschaftlichen Feld Deutschlands

Um zu eruieren, inwieweit es sich bei der deutschen Wissenschaftselite um eine *geschlossene Gesellschaft* handelt, wurden biographische Daten aller Elitemitglieder entsprechend der vorherigen Definition im Zeitraum zwischen 1945 und 2013 in Form einer Vollerhebung erhoben (N=407). Als Primärdatenquellen dienten neben den im Internet veröffentlichten CVs auch die den Originaldissertationen beigelegten Lebensläufe. Letztere boten den Vorteil, dass dort zu einem erheblichen Anteil Angaben zum akademischen Grad und der beruflichen Stellung der Eltern bzw. des Vaters enthalten waren. Darüber hinaus wurde auf zahlreiche weitere öffentlich zugängliche Sekundärquellen, wie Biographiedatenbanken, Presseberichte usw. zurückgegriffen. In einem iterativen Verfahren wurden die erhobenen Daten standardisiert und mittels deskriptiver statistischer Verfahren analysiert.

Für die Analyse der sozialen Herkunft der Elitemitglieder wurden zwei Klassifikationsschemata herangezogen. Einerseits wurde die gesellschaftliche Stellung der Familie über den Beruf des Vaters³ operationalisiert. In Anlehnung an die Elitestudien Michael Hartmanns (Hartmann 2002, 2013) wurden diese in ein Schichtungsschema mit drei bzw. vier Schichten überführt –die Arbeiterschaft, die breiten Mittelschichten und das Bürgertum, wobei Letzteres im gesamten betrachteten Zeitraum etwa die obersten 3,5 Prozent der Gesamtbevölkerung repräsentiert. Das Bürgertum wurde nochmals in das

² Eine genauere Betrachtung der institutionellen Verfasstheit der deutschen Wissenschaftslandschaft sowie der daraus abgeleiteten Identifikation der Elitemitglieder findet sich in Graf 2015: 25ff.

³ In Ausnahmefällen wurde auch der Beruf der Mutter herangezogen, sofern diese eine höhere soziale Stellung als der Vater hatte.

gehobene Bürgertum und das Großbürgertum unterteilt, wobei das Großbürgertum mit etwa 0,5 Prozent der Gesamtbevölkerung die Spitze der gesellschaftlichen Hierarchie ausmacht. Diese Differenzierung bot die Möglichkeit eines genaueren Blicks auf die *Selbstrekrutierung* der Elite. Andererseits wurde die familiäre Nähe zur Wissenschaft separat anhand des akademischen Grades bzw. des akademischen Titels des Vaters in die Analysen einbezogen.

Die soziale Zusammensetzung der deutschen Wissenschaftselite

Wirft man einen ersten Blick auf die soziale Zusammensetzung der Wissenschaftselite, so bietet sich der Eindruck, dass es sich bei der Wissenschaftselite Deutschlands durchaus um eine *sozial geschlossene Gesellschaft* handelt (Abbildung 2). Nicht einmal ein Drittel der Elitemitglieder (32 Prozent) stammt aus der breiten Bevölkerung. Mit anderen Worten: zwei von drei Inhaber/-innen wissenschaftlicher Elitepositionen sind in Familien aufgewachsen, die den obersten 3,5 Prozent der Gesellschaft angehören, jeder Vierte (27 Prozent) stammt sogar aus großbürgerlichen Verhältnissen, den obersten 0,5 Prozent der gesamtgesellschaftlichen Hierarchie. Nur bei sieben Personen im Sample handelt es sich um Arbeiterkinder, die es an die Spitze der Wissenschaft schafften.

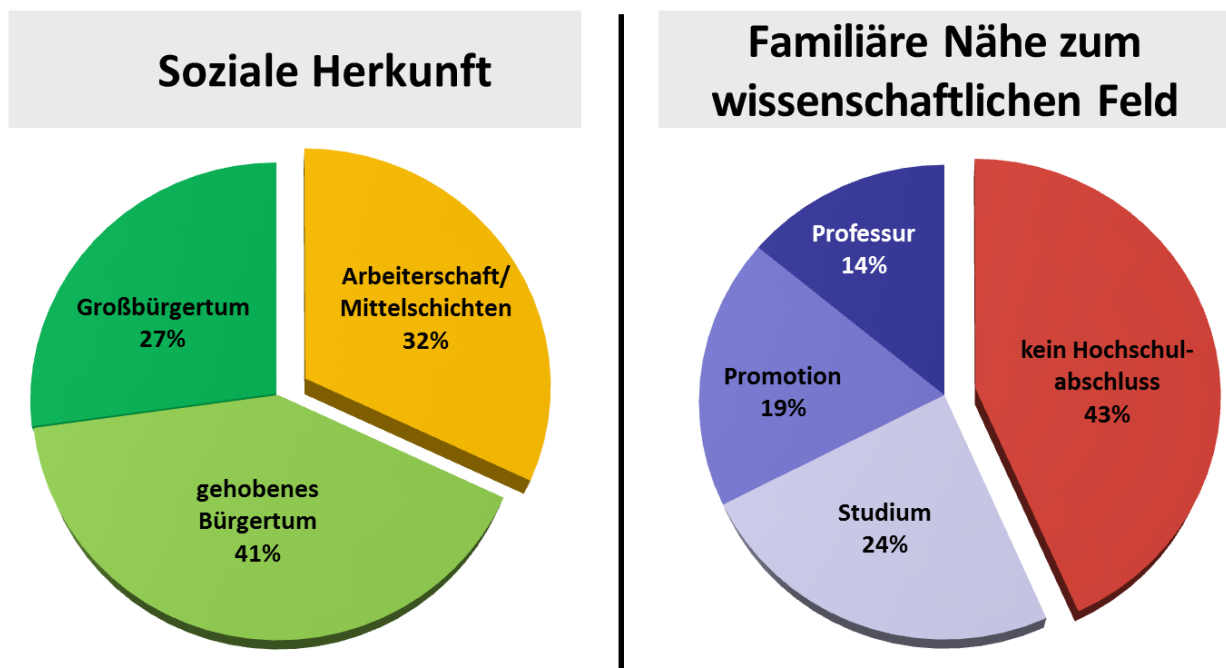


Abbildung 2: Soziale Zusammensetzung der Wissenschaftselite

Darüber hinaus weisen die Elternhäuser der Elitemitglieder eine enge Verbindung zur Wissenschaft auf. Über die Hälfte (57 Prozent) kommt aus Akademikerfamilien. Dies ist in Anbetracht dessen, dass im relevanten Zeitraum ein erheblicher Anteil der Väter in führenden Positionen keinen Hochschulabschluss hatte, ein beträchtlicher Anteil. Ein Drittel (33 Prozent) ihrer Väter ist darüber hinaus promoviert; alleine jedes siebte Elitemitglied (14 Prozent) hat einen Professor zum Vater. Offensichtlich spielt das Elternhaus auch für den Zugang zu wissenschaftlichen Elitepositionen eine nicht unerhebliche Rolle.

Allerdings lassen sich markante Unterschiede in der sozialen Zusammensetzung der verschiedenen wissenschaftlichen Elitefraktionen feststellen. Während die Mitglieder der Positionselite sowie die Nobelpreisträger/-innen insgesamt eine ähnlich hohe soziale Exklusivität aufweisen, finden sich unter den Leibnizpreisträger/-innen mehr soziale Aufsteiger/-innen. Von ihnen stammt gut ein Drittel (36 Prozent) aus der *Normalbevölkerung*. Bei den Präsident/-innen und den Nobelpreisträger/-innen trifft dies hingegen nur auf etwa jede(n) Vierte(n) (24 bzw. 27 Prozent) zu. Insbesondere Nachkommen aus dem Großbürgertum sind in diesen beiden Gruppen erheblich stärker vertreten. Jede(r) dritte Präsident/-in ebenso wie jede(r) dritte Nobelpreisträger/-in (jeweils 33 Prozent) stammt aus einem großbürgerlichen Elternhaus, von den Leibnizpreisträger/-innen hingegen *nur* jede(r) Fünfte (21 Prozent).

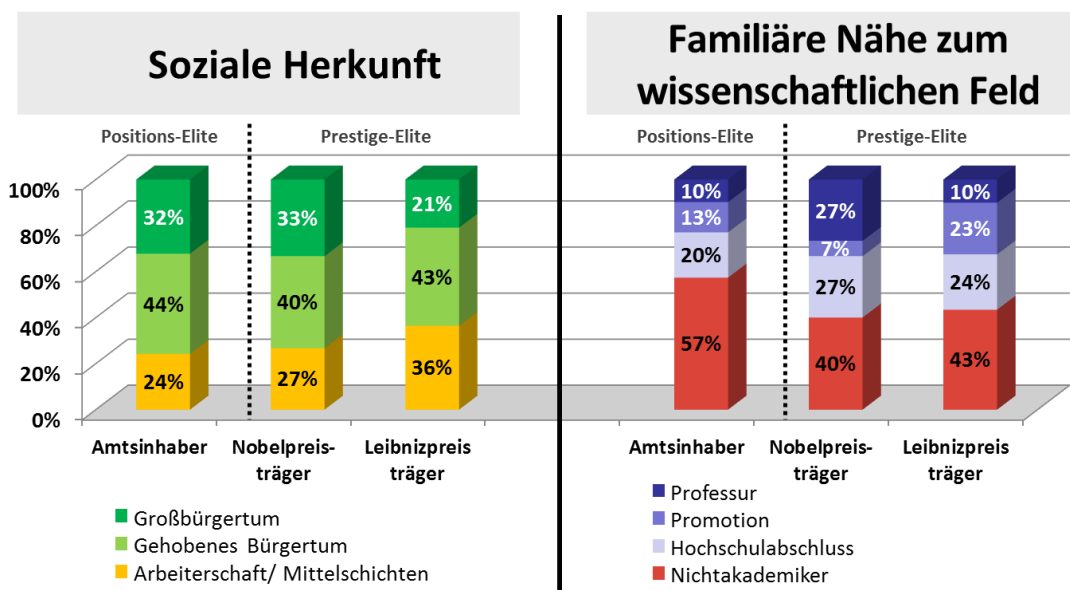


Abbildung 3: Soziale Herkunft und familiäre Nähe zur Wissenschaft nach wissenschaftlichen Teileliten

Unterschiede finden sich zudem im Hinblick auf die familiäre Nähe zur Wissenschaft (Abbildung 3). Die Mitglieder der Prestigeelite stammen im Vergleich zur Positionselite deutlich häufiger aus Akademikerfamilien. Besonders markant ist der Unterschied zwischen den Präsident/-innen und den Nobelpreisträger/-innen. Gut jede(r) vierte Nobelpreisträger/-in (27 Prozent) entstammt einer Professorenfamilie; dies trifft bei den Amtsinhaber/-innen gerade einmal auf jede(n) Zehnte(n) (10 Prozent) zu. Zwar weisen die Mitglieder der Positionselite eine größere familiäre Distanz zur Wissenschaft auf, dafür findet sich aber insbesondere in den Leitungspositionen der Forschungsgesellschaften ein hoher Anteil an Personen, die dem Wirtschaftsbürgertum entstammen, deren Väter also führende Positionen im Wirtschaftssektor besetzten. Dies trifft auf zwei Drittel (68 Prozent) der Bürgerkinder unter ihnen zu, aus dem Bildungsbürgertum stammt hingegen nur knapp ein Drittel (31 Prozent). Bei den Preisträger/-innen verhält es sich indes genau umgekehrt (Abbildung 4).

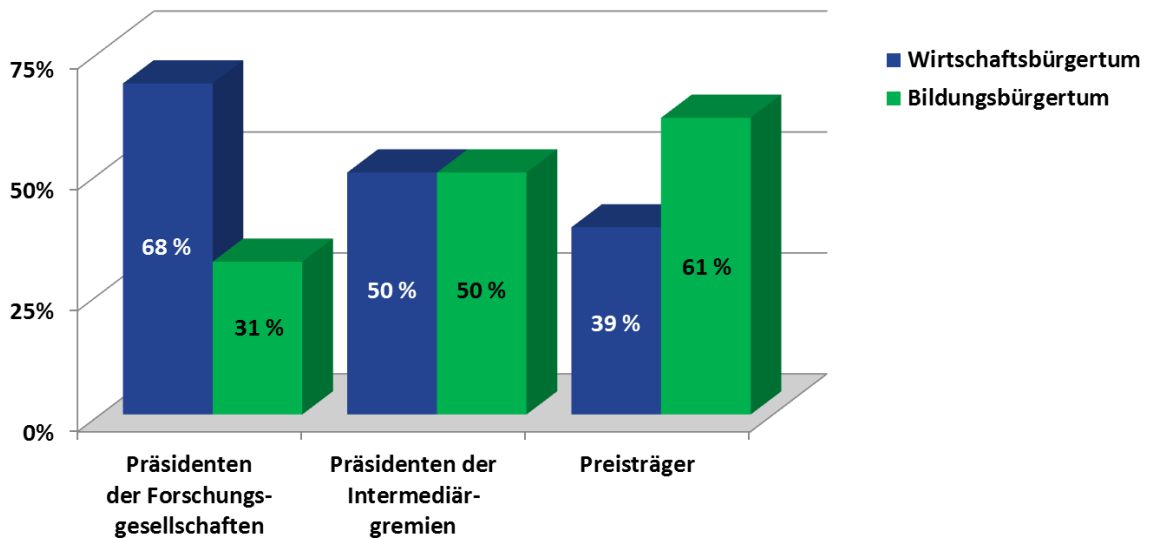


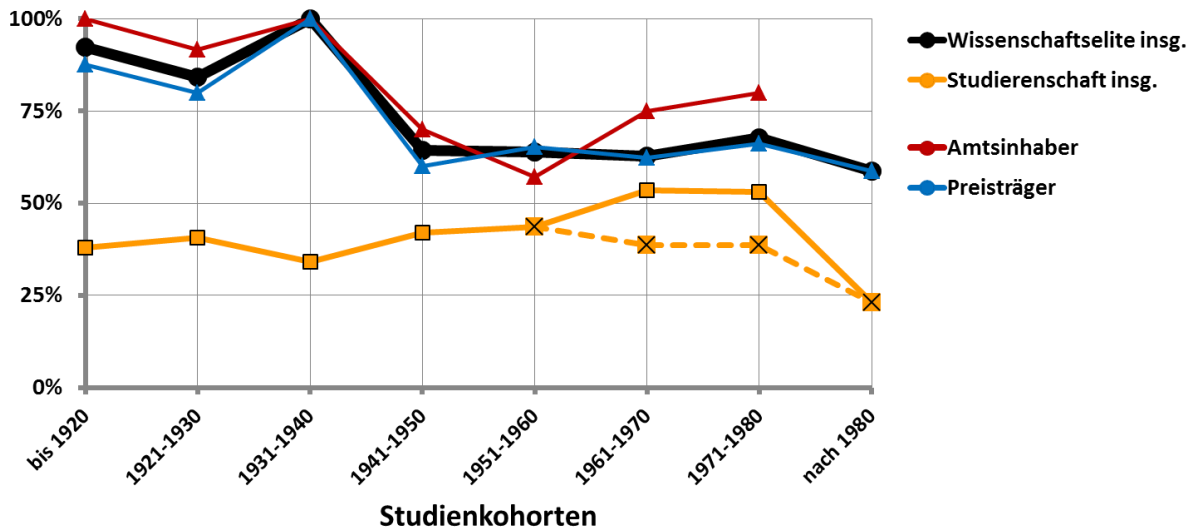
Abbildung 4: Bürgertumsfraktionen

Diese Unterschiede legen die Vermutung nahe, dass die soziale Herkunft für den Zugang zur Prestige- und zur Positionselite unterschiedliche Bedeutung hat. Je mehr Entscheidungsmacht mit einer Spitzenposition einhergeht, desto bedeutsamer sind offensichtlich eine hohe sozioökonomische Herkunft sowie eine familiäre Verbindung zur Wirtschaft. Umgekehrt scheint die familiäre Nähe zur Wissenschaft für den Aufstieg in die Prestigeelite von besonderer Bedeutung, wie sich am hohen Anteil der Professorenkinder unter den Nobelpreisträger/-innen eindrücklich zeigt.

Im Zeitverlauf lässt insgesamt sich zwar eine gewisse soziale Öffnung der Wissenschaftselite feststellen – bis zu den Geburtsjahrgängen um 1920 stammten fast alle Elitemitglieder aus dem Bürgertum, danach pendelt sich der Bürgertumsanteil bei etwa 60 Prozent ein. Die separate Betrachtung der wissenschaftlichen Elitefraktionen erweckt jedoch den Eindruck, dass sich auf Seiten der Positionselite eine erneute soziale Schließung andeutet (Abbildung 5). Eine dauerhafte soziale Öffnung lässt sich insofern nur für die Prestigeelite nachweisen.

Die soziale Zusammensetzung der Wissenschaftselite lässt für sich genommen jedoch nur begrenzt Rückschlüsse auf die Wirksamkeit der sozialen Herkunft für den Zugang zu wissenschaftlichen Spitzenpositionen zu. Denkbar wäre, dass die Verteilung das Ergebnis der Fortschreibung eines sozial schief zusammengesetzten potenziellen Rekrutierungspools ist. Vergleichsdaten zur Sozialstruktur der Akteure im wissenschaftlichen Feld stehen jedoch nicht oder nur partiell zur Verfügung und sind zu meist regional oder disziplinär begrenzt (Enders, Bornmann 2001; Lenger 2008; Jungbauer-Gans, Gross 2012, 2013; Möller 2013). Valide Längsschnittdaten für den betrachteten Zeitraum existieren nur für Studierende. Zwar bildet nicht die gesamte Studierendenschaft den Kandidatenpool für wissenschaftliche Spitzenpositionen, da sich nur ein Bruchteil für eine wissenschaftliche Laufbahn entscheidet. Ein Vergleich kann jedoch stichhaltige Indizien für einen Einfluss der sozialen Herkunft auf wissenschaftlichen Selektions- und Rekrutierungsprozesse liefern.

Bürgertumsanteile im Zeitverlauf



Quelle für Studierendenschaft: (Kath 1952, 1960, 1969; Kath et al. 1973; Kath 1977; Isserstedt et al. 1986; Kaelble 1983); eigene Berechnungen.

Abbildung 5: Soziale Zusammensetzung im Zeitverlauf

Dass es sich bei der sozialen Zusammensetzung der Wissenschaftselite nicht ausschließlich um eine Fortschreibung herkunftsspezifischer Bildungsungleichheiten handelt, wird aus der Differenz zwischen beiden Populationen (Abbildung 5) ersichtlich. Die soziale Zusammensetzung der Wissenschaftselite fällt über den gesamten betrachteten Zeitraum deutlich exklusiver aus, als in der entsprechenden Studierendenschaft.

Für höhere Ebenen der wissenschaftlichen Laufbahn stehen nur vereinzelte Daten zur sozialen Zusammensetzung zur Verfügung, welche jedoch zumindest einen sporadischen Vergleich bezüglich der sozialen Exklusivität erlauben. So veröffentlichte das Statistische Bundesamt 1960 einmalig Daten zur sozialen Herkunft des zu diesem Zeitpunkt an Hochschulen tätigen Lehrpersonals (Statistisches Bundesamt 1960: 52ff., 196f.), einschließlich einer Differenzierung nach Statusgruppen zum Zeitpunkt der Habilitation. Zudem legt Christina Möller mit ihrer Studie Befunde zur sozialen Zusammensetzung der 2010 in NRW tätigen Professorenschaft, aufgeschlüsselt nach Berufungskohorten, vor.

Zieht man diese Daten für einen Vergleich mit den Elitemitgliedern jeweils zum Zeitpunkt ihrer Habilitation beziehungsweise ihrer Berufung heran, so zeigt sich auch hier, dass die Wissenschaftselite durchweg eine deutlich höhere soziale Geschlossenheit aufweist als die Professorenschaft (Abbildung 6). In beiden Fällen ergibt sich eine Differenz von etwa 20 Prozentpunkten über den gesamten betrachteten Zeitraum. Die Befunde aus den Vergleichen mit der Studierendenschaft und mit der Professorenschaft können insofern als stichhaltige Indizien dafür interpretiert werden, dass die soziale Herkunft auch für den Zugang zu wissenschaftlichen Elitepositionen bedeutsam ist.

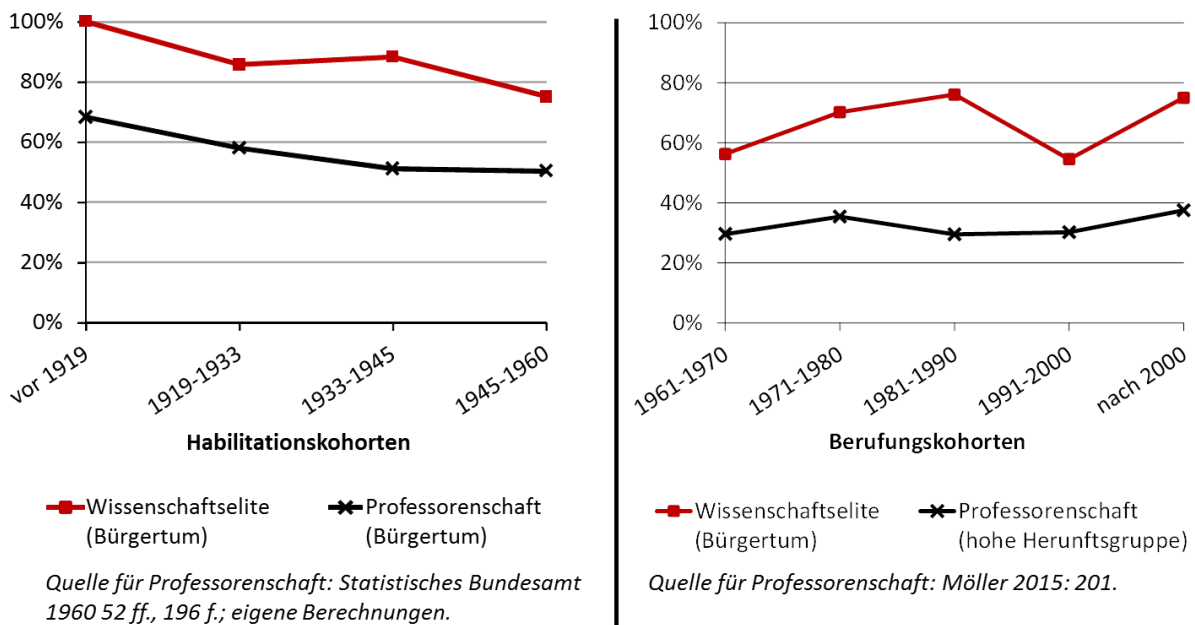


Abbildung 6: Soziale Zusammensetzung: Wissenschaftselite und Professorenschaft im Vergleich

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass es sich bei der Wissenschaftselite Deutschlands um eine sozial hochgradig exklusive Gruppe handelt, dass insofern also durchaus von einer Art *geschlossener Gesellschaft* gesprochen werden kann. Dabei scheint die soziale Herkunft eine unterschiedliche Rolle für den Zugang zu den verschiedenen Teileliten zu spielen. Einerseits zeigt sich, dass für den Zugang zur Prestigeelite offensichtlich die familiäre Nähe zur Wissenschaft vor erheblichem Vorteil ist. Auf der anderen Seite scheint für den Zugang zur Positionselite eine hohe sozioökonomische Herkunft eine größere Rolle zu spielen. Nach einer sozialen Öffnung in der Zusammensetzung der Wissenschaftselite insgesamt scheint sich zudem auf Seiten der Positionselite tendenziell wieder eine soziale Schließung abzuzeichnen. Die Befunde des Vergleichs mit der Studierendenschaft und der Professorenschaft können zudem als starke Indizien dafür gewertet werden, dass die soziale Zusammensetzung der Wissenschaftselite nicht ausschließlich das Resultat eines sozial vorselektierten Rekrutierungspools ist, sondern dass die soziale Herkunft für den Zugang zur Wissenschaftselite eine nicht unerhebliche Rolle spielt.

Erklärungsansätze herkunftsspezifischer Ungleichheit in der Wissenschaft

Hält man sich die dargestellten Befunde vor Augen, stellt sich zwangsläufig die Frage, wie sich diese erklären lassen. Auf welche Weise wirkt die soziale Herkunft innerhalb der Wissenschaft als begünstigendes bzw. hemmendes Moment? Es lassen sich hierzu zwei zentrale Erklärungsansätze in Betracht ziehen, die im Folgenden nur kurz skizziert werden sollen.

Unstrittig dürfte sein, dass wissenschaftliche Leistung die Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Karriere in der Wissenschaft und somit auch für den Zugang zu wissenschaftlichen Elitepositionen ist. Bei genauerer Betrachtung wird jedoch deutlich, dass nicht alleine die wissenschaftliche Betätigung und die Generierung wissenschaftlicher Erkenntnisse wissenschaftliche Leistung ausmacht. Die-

se werden in vielfältiger Weise Bewertungs- und Selektionsprozessen unterzogen. Erst die positive Beurteilung und Anerkennung der Leistung durch die Fachkolleg/-innen, die Scientific Community, führt zur Akkumulation wissenschaftlichen Kapitals in Form von Reputation, die wiederum die Grundlage für die Positionierung innerhalb der Wissenschaft bildet. Solche Bewertungen unterliegen jedoch nur zu einem gewissen Grad objektiven, formalisierten und explizierbaren Bewertungskriterien (unter anderem Beaufaÿs 2003). Was als relevanter Forschungsgegenstand, brillante wissenschaftliche Neuerung oder angemessene Methode gilt, ist abhängig vom zeitlichen, räumlichen und disziplinären Kontext und stellt das Ergebnis von Aushandlungs- und Machtprozessen zwischen den beteiligten Akteuren dar. Wenn von wissenschaftlicher Leistung die Rede ist, geht es also um die Anerkennung der Leistung als exzellent durch die Scientific Community und damit um die Zuschreibung von Exzellenz durch die etablierten wissenschaftlichen Akteure. Selektionsprozesse in der Wissenschaft, wie etwa die Auswahl eines Leibnizpreisträgers aus einem Pool von Kandidat/-innen, basieren damit sicherlich vornehmlich auf persönlich erbrachter wissenschaftlicher Leistung. Für die Anerkennung der Leistung seitens der Scientific Community, muss diese jedoch zunächst als wissenschaftliches Produkt zur Darstellung gebracht und damit wahrnehmbar gemacht werden. Wissenschaftliche Produkte enthalten somit nicht nur epistemische Elemente, sondern repräsentieren darüber hinaus auch die Person selbst (unter anderem Engler 2001; Kraus 2000a; Beaufaÿs 2005). Daneben spielen *Vermarktungsstrategien*, wie beispielsweise das Zitieren der *richtigen* Personen, das *richtige* Publikationsorgan usw. eine zentrale Rolle für die (positive) Wahrnehmung erbrachter Leistung (Dreitzel 1962: 100 ff.). Erst das Zusammenspiel aus faktisch erbrachter Leistung, Objektivierung und erfolgreicher *Vermarktung* der Leistung bildet die Grundlage für eine Auswahl durch die Scientific Community. Dieser Prozess stellt ein erstes Einfallstor für nichtmeritokratische Faktoren dar, in dem sich nicht zuletzt die soziale Herkunft vermittelt über habituelle Dispositionen niederschlägt (unter anderem Lange-Vester, Teiwes-Kügler 2013). Darüber hinaus spielt insbesondere bei Rekrutierungsprozessen, also bei der Auswahl einer Person für eine Stelle oder ein Amt (wie beispielsweise ein Präsidentenamt), neben der bisherigen Leistung die Zuschreibung von Leistungspotenzial eine entscheidende Rolle. Das heißt, bei einer Stellenbesetzung zählt nicht ausschließlich die bisherige Qualifikation, darüber hinaus muss der *Person* zugetraut werden, dass sie auch zukünftig in der Lage ist, dieses Qualifikationsniveau zu halten oder auszubauen (Beaufaÿs, Kraus 2005). In diesem antizipatorischen Zuschreibungsakt stellenspezifischer Kompetenzen kommt dem Habitus einer Person wiederum große Bedeutung zu. An dieser Stelle kann daher ein zweites Einfallstor nichtmeritokratischer Faktoren identifiziert werden.

Neben diesem Erklärungsansatz, der vorwiegend auf Formen der Fremdselektion abzielt, sind auch Mechanismen der herkunftsspezifischen Selbstselektion zu berücksichtigen. In diesem Zusammenhang spielen die Rahmenbedingungen eine entscheidende Rolle, innerhalb derer wissenschaftliche Leistungen erst erbracht werden kann. Gerade in Deutschland zeichnen sich die Karrierebedingungen durch ein hohes Karriererisiko und fehlende planbare Karrierewege aus. In den letzten Jahrzehnten ist ein starker Anstieg befristeter Beschäftigungsverhältnisse bei gleichzeitig sinkender Befristungsdauer zu verzeichnen. Es ist davon auszugehen, dass das hohe Karriererisiko und die unsicheren Beschäftigungsbedingungen aber gerade für soziale Aufsteiger/-innen eine enorme Hürde darstellen. Hingegen sind Personen, die aus sozial und ökonomisch privilegierten Familienverhältnissen stammen, vermutlich eher in der Lage, auch risikoreichere Karrieren zu wagen. Sie verfügen gewissermaßen über ein familiäres Sicherheitsnetz. Die Verschärfung der Wettbewerbs- und Arbeitsbedingungen im Zuge der aktuellen wissenschafts- und hochschulpolitischen Entwicklungen birgt daher die Gefahr, dass die soziale Herkunft für den Einstieg, den Verbleib und damit auch den Erfolg in der Wissenschaft eher an Bedeutung gewinnt als verliert.

Trotz des propagierten Leitbilds, dass in der Wissenschaft nur Leistung zählt, zeigen die vorgestellten empirischen Befunde, dass die soziale Herkunft auch heute noch eine nicht unerhebliche Rolle für den Weg an die Spitze der Wissenschaft spielt. Angesichts der empirischen Befunde könnte man bei der Wissenschaftselite Deutschlands durchaus von einer *geschlossenen Gesellschaft* sprechen. Etwas polemisch ließe sich konstatieren, dass wissenschaftliche Leistung alleine nicht ausreicht, um es an die Spitze des Wissenschaftsfeldes zu schaffen. Auch wenn wissenschaftliche Leistung zweifellos das zentrale Selektionskriterium darstellt, muss berücksichtigt werden, dass die soziale Herkunft in die Anerkennungs-, Selektions- und Rekrutierungsprozessen mit hineinspielt. Eine solche, wenn auch implizite und nichtintendierte, herkunftsspezifisch ungleiche Chancenverteilung ist jedoch nicht nur vor dem Hintergrund des propagierten meritokratischen Paradigmas der Wissenschaft im Hinblick auf Partizipations- und Teilhabechancen problematisch. Es ist anzunehmen, dass damit auch negative Auswirkungen auf epistemischer Ebene verbunden sind, was dem wissenschaftspolitisch gesetzten Zielen – der Förderung von Spitzenleistungen und der Bildung einer international sichtbaren wissenschaftlichen Elite – geradezu zuwider laufen würde.

Literatur

- Beaufaÿs, S. 2003: Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Bielefeld: Transcript.
- Beaufaÿs, S. 2005: Aus Leistung folgt Elite? Nachwuchsförderung und Exzellenz-Konzept. gender...politik...online, 1-6.
- Beaufaÿs, S., Kraus, B. 2005: Doing Science – Doing Gender. Die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld. Feministische Studien, Heft 1, 82–99.
- Bourdieu, P. 1975: The Specificity of the Scientific Field and the Social Conditions of the Progress of Reason. *Social Science Information*, Jg. 14, Heft 6, 19–47.
- Bourdieu, P. 1991: The Peculiar History of Scientific Reason. *Sociological Forum*, Jg. 6, Heft 1, 3–26.
- Bourdieu, P. 1992: *Homo academicus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. 1998: Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, P. 2003: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 30. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. 2004: *Der Staatsadel*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, P., et al. 1981: Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Dreitzel, H. P. 1962: *Elitebegriff und Sozialstruktur. Eine soziologische Begriffsanalyse*. Stuttgart: Enke.
- Enders, J., Bornmann, L. 2001: Karriere mit Dokortitel? Ausbildung, Berufsverlauf und Berufserfolg von Promovierten. Frankfurt am Main: Campus.
- Engler, S. 2001: „In Einsamkeit und Freiheit?“. Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz: UVK.
- Findeisen, I. 2011: *Hürdenlauf zur Exzellenz. Karrierestufen junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gabriel, O. W., et al. (Hg.) 2004: *Konjunktur der Köpfe? Eliten in der modernen Wissensgesellschaft*. Düsseldorf: Droste.

- Graf, A. 2015: Die Wissenschaftselite Deutschlands. Sozialprofil und Werdegänge zwischen 1945 und 2013. Frankfurt am Main: Campus.
- Hartmann, M. 2002: Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft. Frankfurt am Main: Campus.
- Hartmann, M. 2007: Eliten und Macht in Europa. Ein internationaler Vergleich. Frankfurt am Main: Campus.
- Hartmann, M. 2013: Soziale Ungleichheit – kein Thema für die Eliten? Frankfurt am Main: Campus.
- Hoffmann-Lange, U., et al. 1980: Konsens und Konflikt zwischen Führungsgruppen in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Isserstedt, W., et al. 1986: Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. 11. Sozialerhebung des deutschen Studentenwerks. Bad Honnef: Bock.
- Jaksztat, S. 2014: Bildungsherkunft und Promotion. Wie beeinflusst das elterliche Bildungsniveau den Übergang in die Promotionsphase? Zeitschrift für Soziologie, Jg. 43, Heft 4, 286–301.
- Jungbauer-Gans, M., Gross, C. 2012: Veränderte Bedeutung meritokratischer Anforderungen in wissenschaftlichen Karrieren. Die Hochschule, Heft 2, 245–324.
- Jungbauer-Gans, M., Gross, C. 2013: Determinants of Success in University Careers. Findings from the German Academic Labor Market. Zeitschrift für Soziologie, Jg. 42, Heft 1, 74–92.
- Kaelble, H. 1983: Soziale Mobilität und Chancengleichheit im 19. und 20. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kath, G. 1952: Das soziale Bild der Studentenschaft in Westdeutschland und Berlin. Berlin.
- Kath, G. 1960: Das soziale Bild der Studentenschaft in Westdeutschland und Berlin. Sommersemester 1959. Bonn: Colloquium Verlag.
- Kath, G. 1969: Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. Wintersemester 1967/68. Bonn.
- Kath, G. 1973: Das soziale Bild der Studenten in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der 7. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks im Sommersemester 1973. Bonn.
- Kath, G. 1977: Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der 8. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks im Sommersemester 1976. Frankfurt am Main: Deutsches Studentenwerk.
- Krais, B. 2000a: Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen. In B. Krais (Hg.), Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt. Frankfurt am Main: Campus, 31–55.
- Krais, B. 2000b: Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt. Frankfurt am Main.
- Lange-Vester, A., Teiwes-Kügler, C. 2013: Zwischen W 3 und Hartz IV. Arbeitssituation und Perspektiven von wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Leverkusen: Barbara Budrich.
- Leemann, R. J. 2008: Geschlechterungleichheiten in wissenschaftlichen Laufbahnen. In P. A. Berger, H. Kahler (Hg.), Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert. 2. Aufl. Weinheim/München: Juventa, 179–214.
- Lenger, A. 2008: Die Promotion. Ein Reproduktionsmechanismus sozialer Ungleichheit. Konstanz: UVK.
- Leuschner, A. 2015: Social Exclusion in Academia through Biases in Methodological Quality Evaluation. On the Situation of Women in Science and Philosophy. Studies in History and Philosophy of Science, Jg. 54, 56–63.
- Lind, I. 2004: Aufstieg oder Ausstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen. Ein Forschungsüberblick. Bielefeld: Kleine.

- Merton, R. K. 1985a: Der Matthäus-Effekt in der Wissenschaft. In R. K. Merton, Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 147–171.
- Merton, R. K. 1985b: Die normative Struktur der Wissenschaft. In Robert K. Merton, Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 86–99.
- Merton, R. K. 2010: Der Matthäus-Effekt in der Wissenschaft, II. Kumulativer Vorteil und der Symbolismus des intellektuellen Eigentums. Berliner Journal für Soziologie, Jg. 20, Heft 3, 285–308.
- Mills, C. W. 1956: The Power Elite. New York: Oxford University Press.
- Möller, C. 2013: Wie offen ist die Universitätsprofessur für soziale Aufsteigerinnen und Aufsteiger? Explorative Analysen zur sozialen Herkunft der Professorinnen und Professoren an den nordrhein-westfälischen Universitäten. Soziale Welt, Jg. 64, Heft 4, 341–360.
- Möller, C. 2015: Herkunft zählt (fast) immer. Soziale Ungleichheiten unter Universitätsprofessorinnen und -professoren. Weinheim: Beltz Juventa.
- Putnam, R. D. 1976: The Comparative Study of Political Elites. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Rothböck, S. et al. 1999: Die Rekrutierung der politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Eliten in der Schweiz. Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 25, Heft 3, 459–496.
- Schmidt, H. J., Scholz-Reiter, B. 12.11.2015: Wollen wir mehr Elite wagen? Die Bildungsrepublik diskutiert über die nächste Exzellenzinitiative. Zwei Uni-Präsidenten streiten sich, ob es weitergehen soll wie bisher. ZEIT ONLINE, <http://www.zeit.de/2015/44/exzellenzinitiative-universitaet-pro-contra-elite-allianz-veraenderung> (letzter Aufruf 03.01.2017).
- Schnapp, K.-U. 1997: Soziale Zusammensetzung von Eliten und Bevölkerung. In W. P. Bürklin/H. Rebenstorf (Hg.), Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration. Leverkusen: Leske+Budrich, 69–99.
- Schneickert, C. 2013: Studentische Hilfskräfte und MitarbeiterInnen. Konstanz: UVK.
- Statistisches Bundesamt 1960: Bevölkerung und Kultur. Hochschullehrer und sonstiges wissenschaftliches Personal an den Wissenschaftlichen Hochschulen 1960. Wiesbaden.
- Zapf, W. 1965: Führungsgruppen in West- und Ostdeutschland. In W. Zapf (Hg.), Beiträge zur Analyse der deutschen Oberschicht. 2. Aufl. München: Piper, 9–29.
- Zuckerman, H. et al. (Hg.) 1992: The Outer Circle. Women in the Scientific Community. New Haven: Yale University Press.